

Neues Leben! [Fortsetzung]

Autor(en): **Strasser, Charlot**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

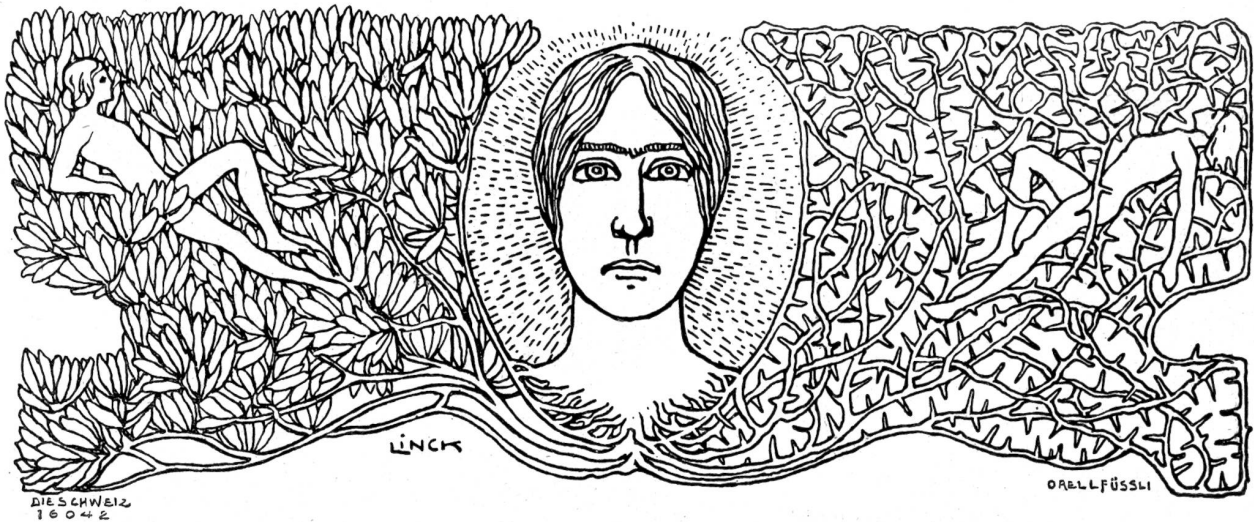
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Neues Leben!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sieben Vigilien von Charlot Straßer, Bern.

Mit sechs Kopffleuten und einer Schlussbignette von Ernst Lind, Bern.

II. Vigilie.

Das war mein Freund, der unten auf der Straße pfiß. Eine herbe Volksweise aus dem Oberland, die wir immer sangen, wenn wir nicht lachen mochten. Er hielt einen Brief in der Hand.

„Mein Lieber,“ stand darin, „bringe den jungen Verjeggenen mit! Ich bange vor der Nacht, weil sie mit bleischweren, sich über und über lastenden Wolken heraufdroht. Mir ist, als ob in allen Winkeln Gespenster lauerten und Gerichtstag halten über meine geschriebenen Worte . . .“

* * *

Als wir die Türe zur Kammer des alten Dichters öffneten, wurden wir Zuschauer eines wunderlichen Spieles, das er mit sich selber aufführte.

Er sprach zu einem braunen verdorrten Vorbeerkranz, den er als einzigen Schmuck in seiner trostleeren Stube hängen hatte, und rief ihn zum Zeugen auf, daß er, der Kranz, aus einer Zeit stamme, da die Menschen ihm, dem Dichter, Dank gewußt hätten.

So verloren war der alte Mann in seinen Reden, daß er unser Eintreten überhört hatte und daß er erst aufmerkte, als die Diele unter unsern Füßen stöhnte. Da nickte er zu uns hinüber, schritt feierlich zu seinem wurmförmigen Bücherbrett und kramte unter den vergilbten Bänden. Staub wirbelte auf — Staub langer, lebloser Jahre!

Feierlich schritt er zurück zu uns und brachte ein kleines graues Buch hervor — das legte er meinem Freunde sorgsam in die Hand.

„Als die Erinnerungen mit des Alters Neue über mich kamen, wollte ich von der Lust meiner Jugend lesen, von der ich in dies Büchlein geschrieben. Aber die Zeilen wurden vor meinen Augen zu wirren Schatten, sie zischten und hezten, sie quälten und züchtigten, sie schrieen auf über ihre Nutzlosigkeit, diese meine verworrenen Phantastien, denen ich wertcheinende Formen gab . . .“

Als ob der alte Mann mit Feinden ringe, als ob er sich aufbäumte gegen eine Last, die schwerer war denn das Alpdrücken in gewitterschwüler Julinacht, so ging seine Stimme mühsam und keuchend, da er zu uns redete. Er zitterte und sank in sich zusammen. Dann

bäumte er sich wieder auf; dann lag er vor meinem Freunde auf den Knien.

„Du sollst mir lesen, was in dem Buche steht! Ich muß deine vertraute Stimme hören, auf daß sie die fremden Laute verscheuche! Lies jetzt! Gleich jetzt! Es ist alles Torheit darin, und alles ist Wahnsinn! Aber das kommt auf mich zu mit gehässigen Fragen und schrecklichen Augen . . . Es huschen Gestalten auf; die sehen aus wie die schwarzen Brüder der Feme, wie finstere Mönche in weißen Mänteln und fordern Sühne . . .“

Mein Freund mußte dem Flehenden zu Willen sein. Je länger er las, um so ruhiger wurde des Alters wirre Furcht. Es schien, als ob die Erlebnisse, aus denen die Gedichte erwachsen waren, trösteten, als ob die Erinnerung, die von fremder Stimmung belebt wurde, brennende Wunden heilen und Wahnbilder bannen könnte.

Gegen das Morgengrauen fiel des alten Mannes Seele in einen leisen Schlaf, sodaß wir ihn verlassen durften — — —

Ich habe nachher das graue Buch oft in Händen gehabt und einige von den Gedichten abgeschrieben.

Wöchten sie hier in des einen oder andern Lesers Herzen Erinnerungen auferwecken, daß er Eigenerlebtes aus den Worten wieder sieht; dann dürften sie des Dichters größte und teuerste Freude werden!

B e r a

zugeeignet und meinen Freunden!

Seid ihr auch jung? Kein Trinkgesang.
Kein Schlägerklirren und Becherklang.
Kein jubeljauchzendes Uberschäumen —
Nur leises Lachen und liches Träumen?

Kings goldener Kerzenschein. Die Luft
in Zigaretten- und Wehrauchdunst.
Die Wand bekleidet mit Teppichen. Leise
verfängt sich darin eine sinnliche Weise.

Ihr lauscht. Ihr redet und lacht nicht viel.
Doch flücht euch die Freude ein leuchtendes Spiel.
Glückseliges Lachen habt ihr gefunden:
Im Suchen der Schönheit zu Brüdern verbunden!

Studentenzauber — Erdbeeren — Tokajer —
Bisweilen mahnen vom Turme die Stunden
wie fernes Erinnern in unser Denken.

Das sind die Nächte, da Worte freier
und Wille sich zum Willen gefunden
und aller Freundschaft Nehmen und Schenken.

Der Wein und die Freude haben's getan:
Ja, Freundschaft und Liebe sind sonnige Bahn!
Wir klingen aufs Leben, das leuchtende, an!

Der summende Tee! Sein surrender Sang!
Ein Denken vergangener Zeit entlang.
Der alten Kanne aus mattem Zinn
entschwebt ein Rauch durch das Zimmer hin.

Der summende Tee! Sein traulicher Duft
wirkt stille Tänze zur singenden Luft.
Er zaubert ein Antlitz, weißer wie Schnee
im Ebenholzhaar — der summende Tee!

Das war der Tanz auf moosweichen Decken;
drin spielten die weißen Füße Verstecken,
und Schleier rauschten im Gleiten.

Das war der Tanz bei purpurnen Lichtern.
Die Schatten — wie Rosen zu jungen Gesichtern.
Und Blicke, verloren im Weiten.

Das war der Tanz! Ein Instichversinken!
Ein Beben der Sinne — Verühren und Trinken
in Taumel und schwülem Verlangen!

Das war der Tanz! Dem Leben entsprungen!
Vergessen die Stunden! Die Zeiten verklungen!
Vom Zauber der Rhythmen umfangan!

Wir schliefen zusammen den gleichen Traum
unter der Sünde Erkenntnisbaum.
Und alles Böse und alles Gut
brannte wie Fieber in unserm Blut.

Wir gingen zusammen den gleichen Weg
auf schmalem, schwindelig hohem Steg.
Unten geiferte Krötengezücht
zu unsrer Höhe heiligem Licht.

Du schmiegest dich an — eine gläubige Last —
die du mir Schönheit erschlossen hast.
An Sonnenkindern der Reid zerschelt!
Du glaubst an mich! Wir trocken der Welt!

Es ist ein fahler, grauer Tag,
da nur der Regen plaudern mag.
Durch einen roten Vorhang fällt
das Licht, das unsern Traum erhellt.
Nur — mit dem roten warmen Schein
kommt auch das Grau zu uns herein.

Von welchen Rosen rings umher
wird alle Luft so schwül, so schwer.

In unsre Herzen schleicht ein Gift,
das blind und irr die Liebe trifft.

Nun gehn wir schluchzend auseinander
und bitten Hilfe beim Verstand.

Der sagt: „Vergessen! Meiden! Stolz!“
Und ist ein dürres, hartes Holz.

Doch unsre Liebe kommt dazu
und meint: „Das Glück — und ich — und du!“

Und spiegeln deine Augen nicht
mein eigen Auge — strahlt kein Licht!

Und sel'ge Freuden finden wir:
nur ich aus dir und du von mir . . .

Und du und ich — und ich und du!“
sagt unsre Liebe immerzu.

Die weißen Blumen! Die Sonne
durchhauchte mit rosigem Licht
die Blätter. Sie bebten vor Wonne.
Du hörtest ihr Zittern nicht?

Sie woben in meine Gedanken
mir wieder den Zauberklang,
der von deiner weißen und schlanken
und ewigen Unschuld sang.

Ich fand in den weißen Nektar
einen übermächtigen Glanz —

Ich glaube! Und nimmer wird welken
an deiner Stirne der Kranz

aus Reinheit und Unschuld der Seele.
Ich schaue betend zu dir.

Vergib mein Irren und Fehle
und suche das Gute in mir!

Wir sind Soldaten und haben's im Blut,
wenn auch der Friede nichts Leidens tut.
Der Schnee pfeift zischend in unser Gesicht.
Sturm, Regen und Hunger verleugnen uns nicht.
Und wenn uns der Mond auf die Köpfe gleißt
und wenn auf der Wacht uns die Sehnsucht beißt,
so träumen wir heimlich aus ferner Zeit
den goldenen Schimmer der „Menschlichkeit“.

Was tut's? Und wird uns das Denken schwer,
zum Johlen und Jodeln langt's immer noch her!
„Bald liegen auch graue Tage zurück!
Stoßt an, Kameraden, der Liebsten ihr Glück!“

Wir gehen stumm in Reih und Glied
durch all die Morgenfrühe.
Es ist, als ob die Welt im Krieg
der Sonnenstrahlen glühe.

Wie Schilde glitzern Wolken auf.
Die Gletscher spiegeln Feuer.
Dem kalten Firn in roter Blut
ist nimmermehr gebeuer.

Aus tausend Schlünden blitzt und gleißt
ein Strahlenbeer zum Siegen!
Der Tag zieht ein! Das Erdenbolk
muß ihm zu Füßen liegen!

Wir schreiten stumm in Reih und Glied
durch all die Morgenfrühe.
Es ist, als ob die Welt im Sieg
der Sonnenstrahlen glühe!

Sprüche.

I.

Uns allen tut sich auf des Lebens reiche Flur.
Sein Gutes trachte jeder sich zu raffen!
Doch, so du weitergibst, gib von dem Besten nur,
das aus dem Fremden du zu Eigenem geschaffen!

II.

Der Götter viele lehren, wie dein Glück du baust.
Doch manchen Glauben mußt du von dir geben.
Nur eines wisse — ob von Stürmen auch zerhaut:
„Nichts ist, was Unglück heißen darf — im Leben!“

III.

Man horcht und glaubt, was ein Prophetlein spricht,
um Recht und Unrecht, feinethalb zu trennen.
Bloß an sich selber glauben viele nicht —
Glaub' nur ein wenig! Vieles wirst du können!

IV.

Die wilde Kraft gebärdet gern sich rauh.
Sie kommt ans Ziel. Doch schmucklos wird sie thronen.
Wenn aber milde Form uns bändiget, schau,
bei Kraft und Form, dort muß die Schönheit wohnen!

V.

Nicht nur aus Zahlen unser Wissen spricht —
Nur Sinnenreiz ist keine Kunst allein.
Dort, wo im Wissen sich die Schönheit flicht,
wird unser Wissen selbst ein Kunstwerk sein!

VI.

So mancher geht im Schmutze achtlos hin
und läßt verkommen seine weiße Jugend.
Die Augen auf! Ein starker Mut und Sinn
bewahrt als Kronjuwel sich rein die Jugend!

VII.

All unsre Launen sind den Brillen gleich,
von roten Gläsern bis zu aschgrauhafeln.
Die düstern Brillen fort ins Scherbenreich!
Warum nicht immer die von Sonnenstrahlen?

Jahr und Jugend fliehn im Winde.
Reines Lachen jedem Kinde
und ein Recht zur Jugendfünde
gab ihr köstlich Angebinde.

Welkes Laub ist wie die Neue.
Glück ist falsch gleichwie die Treue.
Wer sich seines Lebens freue,
blicke frohgemut ins Neue!



III. Vigilie.

Der Schrecken flackerte hin und her gleich einer weißen Flamme im Herzen des alten Dichters.

Er lag auf seinem Lager und socht mit den Mondstrahlen, die sich zwischen den Ritzen der Fensterläden hereinschlichen. Die Mondstrahlen aber sahen aus wie weiße Gesichter, wie tanzende Mädchen in weißen Sommerkleidern.

„Ob ich mich euer nicht entsinnen kann, ihr salzigen Herbstgespinste?“ rief er zu den Mondstrahlen. „Ihr seid ja nichts weiter denn Häfcher, denn Klagen der vielen kleinen Seelen, die ich um ihre Liebe betrogen habe! Ich will es ja tun, worauf ihr mir lauert, ich will meiner Lust fluchen und meinen Leiden schäften . . . Nur laßt eure Stimmen verschollen sein, nur laßt meine Sinne frei von euern alten vergessenen Liedern, nur . . .“

„Aber, Meister,“ sagte mein Freund, „was redet Ihr?“ Da erschrak der alte Mann, wie ein Kind vor unerlaubten Worten erschrickt.

„Der Mondschein ist schuld.“ Da klangen mir wilde Verje im Ohr:

„Es kam aus der Nacht wie Augenglut —
und Lippen gleich roten Granaten.
Ein lüfterner Leib im Perlenglanz.
Eine Sphing und ein Rätsel zum Raten.
Es schlug seine Krallen mir tief in die Brust
zu jauchzend brünstigem Töten!
Ich muß vor dem weißen berauschtenden Fleisch
auf den Knien liegen und beten!“

Solches waren aber die Weisen, mit denen ich die Sinne derer umschmeichelte, um deren Besitz ich buhlte. Und sie gaben sich hin dafür, sie ließen mir ihre weißen Seelen und ihre köstliche Unschuld, sie vertrauten auf mich — dann ließ ich sie hinter mir und jagte weiter nach neuer Lust! Aber der Mond kennt meine zahllosen Treubrüche und all meine Liebeslieder und heßt seine grellen Strahlen auf meines Meisters Glend. Hört ihr es nicht?

Schwarzlocken, von schneeigem Nacken gewiegt —
Ein weißes Käpchen, mir angeschmiegt —
Und Küsse wie junger feurriger Wein!
Und ich bin der König, und alles ist mein!
Für deine Liebe nimm Krone und Reich!
Mein König — sie gelten dem Staube gleich.

Doch deiner Lieder sichflingender Sold
strahlt heller denn alles Erdengold!

So warb ich um Liebe! So trank ich den Mauth!

Furcht und Ekel spiegelten des Mutlosen Augen vor drohenden Gesichtern aus glutheißer Jugendzeit.

Mein Freund nahm ihn bei der Hand und scheuchte das Mondlicht aus dem Zimmer.

„Andere Lieder von Euch weiß ich,“ sagte er, „Lieder der Unschuld und des Glaubens an reine Liebe! Ihr sagtet mir einst, daß alles, was Ihr auch getan, und mochte es in den Augen anderer noch so verboten gewesen sein, immer doch schön war. Nie hattet Ihr Euch besleckt! Was fürchtet Ihr denn die Erinnerung? Oder schreckt Euch der andern Urteil! Moral ist, was die andern von uns verlangen!“ sagtet Ihr einst. „Schönheit sei unser Gesetz und Leben heiße Erleben!“ Ich weiß Euch ein reines Lied, Meister, und auch aus Eurer Jugendzeit!“

Dabei zog mein Freund das graue Büchlein hervor. Und indem er las, wurde des alten Dichters Gesicht zum Spiegel seiner Dichtung. Wie ein leuchtender Schmetterling sah seine Freude aus, als er unverdorbene, reine Zeiten seines Lebens wieder träumte.

„Das war wohl die sonnige Pracht,“ sprach er leise vor sich hin, „da wir glauben können wie Kinder. Aber gerade dann verlachen uns jene, die um uns leben; denn unsere Keinheit gebärdet sich unbeholfen und täppisch. Die vertrauensselige Jugend erkennt all die Schminke nicht, mit der das häßliche Leben, auch wenn es noch so reinlich aussieht, sich färbt.“

„Meister!“ sagte mein Freund; denn diese Anrede tat dem Alten wohl. „Was verläumdete Ihr den Glauben Eurer Jugend, wenn sie selber doch in ihren Liedern rein und leuchtend jubelt und ihren Klang sich niemals trüben läßt, auch wenn die Sinne zittern vor Lust und Leidenschaft! Erinnert Ihr Euch denn gar nicht mehr, wie Ihr von der Liebe gesungen habt im Wintermärchen?“

„Das Wintermärchen? Ja, lies mir das!“ Und ungeduldig suchten die Blicke des alten Mannes die Worte von meines Freundes Lippen.

Und er las bis ins Morgengrauen.

Die Sonne spielte durch fallende Flocken.
Doch waren die Strahlen grell und kalt.
Der Frost schuf Blumen aus Eiskristall.
Doch blieben sie tot und ungestalt.

Auf blendenden Feldern irrte mein Sehnen.
Nicht Halt, nicht Farbe, noch Leben es traf.
Und Müdigkeit schlich auf mich herab,
wie traumhaft Begehren nach Ruhen und Schlaf.
Und war das im Traum? War es Wiederwachen?
Aus Winter leer es entgegenflammt,
wie Blüten von fernem Frühlingsland,
gleich tiefen Augen aus dunkelm Sammt!
War es Wiedererwachen? Du weißt es kaum —
Mich küßte wohl das Märchen im Traum?

Die Schneefrau saß im Strahlenthron
und sah gestreng durch ihre Brille
aus Eis. Und eisig war ihr Wille.
Das Töchterlein schlief ein davon.
Es lag im blauen klaren Sarg
und hatte weder Fehl noch Arg.
Es hieß mit Namen: Wintertrost.
War niemand feind, als wie dem Frost.
Und wenn es schneidend kalt und Nacht,
dann sprang ihr Sarg, dann schlich sie sacht
auf Erden hin mit leisen Sorgen
und wirkte Wunder, lichtverborgen.
So ging noch Aimen durch die Welt.
Was totenfahl und frostentstellt,
bekam sein frohes Angesicht.
Sie legte weiche Decken dicht
von Schnee auf kahles Ackerland,
auf Tal und Berg mit seidner Hand.
Sie hauchte Sonnenhoffnung ein
der armen Saat im starren Stein.
War niemand feind, als wie dem Frost
und hieß mit Namen: Wintertrost.

Die Nacht sank wie ein schwarzer Alb
und wie ein schreckensgrauer Traum
herab, der Erde lastend nah.
Der Mond verkroch sich schattenhalb.
Es losch der Wolken Silberaum.
Und lauernd lag die Stille da.
Horch? Weither strich ein schwacher Schritt
so müde, müde durch die Nacht.
Ein bleicher Knabe stand am Tor.
Der Schneefrau Tor war Eis. Es glitt
die Hand erschauernd auf der Pracht
und fuhr zurück und riß und fror.
Der Knabe bäumte sich im Wind.
Er schlug aus Tor mit matten Händen.
Bang klagend klang sein Winterleid.
Er war, wie Märchenkinder sind.
Ein Bardenfell um Brust und Lenden
gab ihm sein rührend farges Kleid.
Er stand so rein, so unschuldbehr.
Sein Auge tief, wie Lust und Meer,
sein Hals wie Alabaster war
und seine Hand wie Eisenbein.
Ihn schlug der Frost. Er sank ins Anie.
Er fiel — und stürzte weicher nie.
Der Schnee bot ihm sein Daunen dar,
umschmiegte lindernd Eis und Stein.
Der Knabe hieß . . . O wie das klingt,
wenn alle Welt sein Preislied singt!

Doch Wintertrost — zur halben Nacht,
zur Stunde, da in schweren Schlummer
die Schneefrau fiel — war aufgewacht.
Sie schlich im tiefen Erdenschnee.
Vor ihren Augen wich der Kummer.
Vor ihren Tränen schmolz das Weh.
Es ging wie Aimen durch die Welt.
Was totenfahl und frostentstellt,
bekam sein frohes Angesicht.

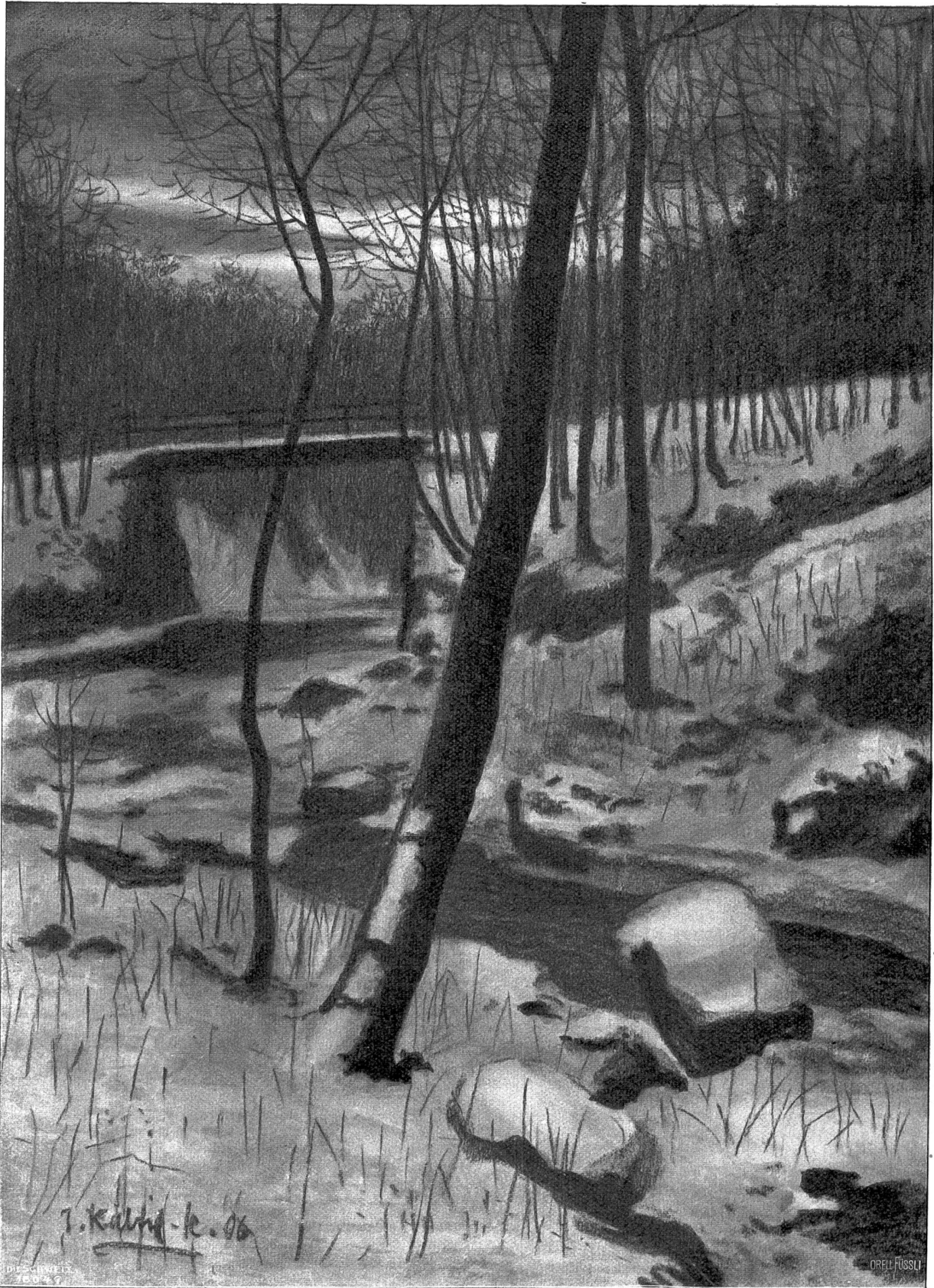
Sie legte weiße Decken dicht
der armen Saat im starren Stein
und lößt' ihr neuen Glauben ein.
Und wenn dann überall der Keim
des Lebens wachte, schlich sie heim —
Da lag ein Wunder tief im Schnee!
Zum Knaben aber trat im Traum
die sommerholde Winterfee.
Sie hob ihn aus dem Flockensaum.
Sie nahm sein Haupt in ihren Schoß,
sie gab ihr schlagend Herz ihm bloß,
brach einen Splitter scharfes Eis
und rigte sich. Da quoll es heiß,
ein roter Tropfen reines Blut!
Und war dem Knaben Lebensglut!
Er sank ihr jauchzend zu den Füßen,
er wollte ihre Wunde küssen —
Da schwand es — fort? — Ein Glöcklein lachte —
Die Eiszand wuchs, und — er erwachte.

Und wach und mutig wird die Kraft.
Die ganze Welt ihr Hab und Eigen!
Das Blut schäumt auf und kocht und schafft!
Die Seele festigt Ziel um Ziel,
wie's unsre kühnsten Träume zeigen.
Die Kraft wird ihrer Herr im Spiel!

Der neue Tag mit Unduldbangen
war sehnsuchtsglühend aufgegangen.
Der Knabe irrte durch die Weiten,
um traumgeschauten Glück zu streiten.
Er spähte durch den Wintergraus
nach einem Funken Leben aus.
Doch in die Welt, so sommernüch,
klang ungehört sein Liebeslied.
Nur an den Felsen halt' es schwach,
bald, wie von kantig scharfem Hohn,
bald als ein dunkler, weher Ton:
„Wo weißt du, Blütenweiße Fee?“
Das Echo klang wie: Eis und Schnee — —

Er irrte wohl die Welt entlang
und kam bei Sonnenuntergang
zu seinem Freund, zum breiten Mond.
Der kam aus einem Loch heraus
und schaute mürrisch her und kraus
und war das Schlafen kaum entwohnt.
Der Knabe hob die Arme hoch:
„Du Mond im Welkenendloch,
sahst du bedroht von Eis und Schnee
die sommerholde Winterfee?“
Der Mond — er schlug sich eben Licht —
der sprach: „Die gibst's im Winter nicht.
Doch kann man dir behilflich sein.
Und läßt du mich zur Hochzeit ein,
so will ich glitzern über Feld.
Und, was ich in der toten Welt
erschau, wird aus meinem Mund
dir ohne Mondgestirne kund.“
So sprach der Mond und nahm das Licht
statt in die Lampe, ins — Gesicht.

Und jeden Abend goß den Schein
der Mond auf Berg und Tal hinein.
Er schlich sich in die tiefsten Schratzen,
er glitt einher durch Wälder, Matten,
er rieselte im rauhen Reif,
der an den Zweigen wuchs der Tannen,
er schaute sich im blanken Schleif,
der auf den Flüssen lag. Doch wannen
sein Strahl auch fiel in Eis und Frost,
fand nimmer er den Wintertrost.
Erst, als er einst zur halben Nacht
grad hinter Wolken vorgelacht,
hört' er im tiefsten Forst ein Wimmern
und sah ein gleißend Glederstimmern.
Ein seligtremdes Wesen hüllte



Abend am Wehrabach bei Zürich. Nach Zeichnung von Joseph Kälin-Küpfner, Zürich.

in Schnee die jüngste Fichtenschar —
sprach Trost und Mut, und es erfüllte
die Luft ein Klingen wunderbar:
„Ich kann euch keinen Frühling bringen,
doch weiß ich, daß er kommen muß!
Er wird die grame Schneefrau zwingen,
die meine Seele hält in Banden.
Wenn mich berauscht sein erster Fuß,
dann wird, wer Treue hielt, belohnt...“
Husch! Wald und Märchenbild entschwandten,
und eine Wolke schob dem Mond
sich vor den luftverzogenen Mund.
Dem Knaben tat er alles kund.

* * *
Die Berge ragten kalt und schwer,
der Welteneisenkrone gleich
durch Morgengrauw von ferneher.
Da hob ein gelbes Leuchten an.
Ein Licht glomm auf im Himmelreich
und kündete der Sonne Bahn.
Aus Wolken ward ein goldner Kranz.
Dann schossen Strahlen, Blut um Blut
vom Sonnenhaupt im Feuer Blut!
Und alles rings erlag dem Glanz!

* * *
Und es begrub sein Angesicht
der Knabe betend vor dem Licht.
Er flehte nicht mit lautem Wort.
Er warf die Eigenliebe fort.
Er betete herab auf Erden
ein ewigjunges Sonnenwerden!

* * *
Und aus den Landen wich der Frost.
Die Schneefrau zog sich hoch hinein
in ew'ges Eis, ließ Wintertrost
im klaren Sarge schlafend sein,
doch hielt die Seele ihr gefangen —
fern, in dem ew'gen Winterbängen.

* * *
Der Knabe stürmte durch die Flur,
die nackt und ohne Farbe, nur,
vom jüngsten Sonnenwolf umschwärmt,
ins Licht hinblinzte, wohl durchwärmt.
Von einem Hügel strahlte klar,
dort, wo der Schneefrau Eisburg war,
kristallner, farbenreicher Schein.
O Wintertrost im Funkestein!
Sie war so nah — und schlief — und schwieg —
Wann wird Erlösung dir und Sieg?

Der Knabe rief — und weckte nicht.
Sein Ruf sprang durch das Sonnenlicht
und lockte rings den Vogellang:
„Willkommen, blühtrohe Lieder!
Wie? Sing im Eise sich der Klang?
Gleißt nicht die Sonne durchs Gefieder?
Strahlt Jubel nicht aus goldner Pracht?
Der Winter floh! Das Leben lacht!
Und wo und was die Sonne sah —
es brauft ein übermächtig Ja!
Erweckt ist, was im Schatten lag,
zum Glauben an den lichten Tag!
Nur Wintertrost blieb still und bleich?
Sie, die der Hoffnung Seele war,
liegt seelenlos, der Freude bar
in eisgem Sarg im Sonnenreich?
Kommt! Jauchzt ihr zu aus kleiner Kehle
und schöpft aus Liedern ihr die Seele!“
Da schwoll der Sang. Da sprang das Eis.
Da ward ein Regen, sanft und leis.
Da trank sie lichten, roten Quell!
Sie breitete die Arme. Schnell
umschlangen sie den Knaben da,
und ihre Lippen fanden sich.
Es ging ein Kauschen fern und nah.
Ein Grünen, Blühen wunderbar.
Und Wintertrost an seiner Hand
den Frühling fand, den Frühling fand!

* * *
Die bunte Welt als Hochzeitslied
sich Blütenglockenklang bechied.
Die Sonne sang die Knospen wach.
Die Vögel trillerten den Dank.
Die Wellen tanzten durch den Bach.
Die Jugend jauchzte, stark und schlant.
Der Frühling hielt mit Hartenshall,
mit Sang und Jubelwiederhall
den Einzug durch die Lande hin.
Zur Seite keine Königin!
Es streuten Farben ihre Hände,
ihr Lächeln Freuden ohne Ende!
Und war verrauscht des Tages Tanz,
so schritten sie bei Mondenglanz,
der ihrer Hochzeit Güter war —
des Glückes wunderfelig Paar!
Der Frühling schlief in Mondesschein,
im Arm den Lieblich und den Traum — —
Es war einmal — Und Traum — und Schaum —
Und sollte nur ein Märchen sein?

(Fortsetzung folgt).

Jakob Frey.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Man wird es kaum auf den ersten Blick erkennen, wieviel Kunst sich in der Erzählung „Im Lande der Freiheit“ betätigt. Durch eine innige Ergriffenheit darüber belehrt, wird man sie eher rückwärts sehend einschätzen lernen. Und da wird man dann bemerken, wie edel und sicher gestaltet, immer im Einklang mit Linienreinen, symbolisch leuchtenden oder dunkelnden Wald- und Strombildern, die Helben sind, wie rührend schön sie den schweizerischen Typus zur Erscheinung bringen. Ihr treuerer Glaube ist fast nicht zu zerstören, den Schmelz ihres Gemütes hat keine Rohheit des Lebens oder der Menschheit zu trüben vermocht (Agethli), ihre Besonnenheit hält stand bis in die Tiefen der Drangsal hinein. Wie doch schließlich des mannhafte, gutwilligen Hansli die Verzweiflung sich bemächtigt, wie der ehrliche Grimm durchbricht, wie der öde, unter Schneelasten versinkende Wald des Mannes müde Schritte aufnimmt, ist mit den einfachsten Mitteln ergreifend und meisterhaft dargestellt.

Zum wallenden Kornfeld gehören Sali und Brenchen.

Sehen wir aber von stiller Halbe in einen herbilich verglühenden Schein, so wandeln uns dort bei den Weiden am Ufer Hansli und Agethli, ihre jungen Geschwister. Ein letztes Vogellied, ein mildes Geläute aus fernen Dörfern verflingt

hinter ihnen, enterbten Kindern der Scholle, von der sie ein armes Dach nur schüchtern begehrt hatten.

Die Meisternovellen Freys haben also keinen historischen Hintergrund, ein Beweis, daß des Dichters Bilder aus dem Volksleben nach Stimmung und Lebensgehalt sehr wohl ohne einen solchen auskommen konnten.

Anderseits war er aber in den Zeitpunkten seiner Novellen fast immer vorhanden, und seine Verwertung entsprach in hohem Grade Freys sozialpädagogischen Neigungen. Wir empfinden ihn darum in seiner Dichtung doch wieder als absolut zugehörig, und er hat sich in unserer Vorstellung längst mit ihr verbunden.

Wir denken an die Freysche Sommerlandschaft, und wir hören unverweilt den Klang einer Sense, die nicht allein der friedliche Landmann schwingt. Zum Brunnen am Kreuzweg gehört dort der rastende Flüchtling, zur mondhellten Bergstraße die eilende Botenschaft, erregte Dörfer und wache Höfe verbindend.

Tatsächlich haben die letzten vaterländischen Kriegszeiten mit Einschluß der französischen Invasion in Frey ihren klassischen Erzähler gefunden, vielmehr geboren und mit ihren noch frischen Traditionen erzogen.

Und doch sind da wieder das zeitgenössische Moment und